

Scharfsichtige Melancholie

– Von Petzelsdorf nach Duino: Über Hans Raimund und seine Lyrik. –

Der lange geduldige Blick (Edition Umbruch, 1989) ist Hans Raimunds dritter Gedichtband. 1983 und 1985 sind „*Schonzonen*“ und „*Auf Distanz gegangen*“ erschienen. Tastete sich Raimund in *Schonzonen* an epikureische Intermundien heran, Zwischenräume im System der menschlichen Verrichtungen, in denen eine Verheißung sinnlich-gegenwärtigen Glücks erahnbar schien, so erweiterte sich in *Auf Distanz gegangen* das Feld seiner poetischen Beobachtung, wurde sein Blick skeptischer, sein Gedächtnis ein prüfendes. Seine Lyrik folgte, Abstand haltend, der Wende von den siebziger zu den achtziger Jahren, ohne diese Wende zu bejahen.

Wenn man die Begriffe Tradition und Gegenwart nicht als einander ausschließend sieht, kann man sagen, Raimund stehe innerhalb der österreichischen Gegenwartsliteratur in der Tradition, die Andreas Okopenko – sich auf Theodor Kramer und Franz Baermann Steiner berufend – einmal als „totalen Realismus“ bezeichnet hat. Es ist ein Realismus der maximalen Notation, der genauesten Aufzeichnung der Schwingungen der inneren und äußeren Welt. Dem Bedürfnis differenziertester Aufzeichnung entsprechend stützt sich Raimund formal auf den von der klassischen Moderne entwickelten Kanon, modifiziert und erweitert ihn, macht in diesem Rahmen seine Erfindungen.

Wesentlich ist mir die Feststellung, dass Raimund in seiner Lyrik weder kombinatorisch (im Sinne der Variation stereotyper Motive) noch konzeptuell (im Sinne der Umsetzung einer vorgegebenen Struktur) verfährt. Das Gelingen seiner Gedichte hängt davon ab, wie weit sie in jene Realitätsschicht sprachlich vordringen, deren Impulse sie aufgenommen haben.

Ich weiß, dergleichen Erörterungen führen rasch zur magischen Vergegenwärtigung, die ein Gedicht zu leisten habe. Das Magische – das Erfassen einer sonst unzugänglichen Realitätsschicht durch die poetische Formel – zielt aber auch auf Versicherung ab, während Raimunds Poeme Wege der Ent-Sicherung skizzieren. Das Subjekt der Gedichte ist an den Flanken offen für das Heranströmende – eine wunde Wachheit, diesseitsbezogen, möchte man scherzen.

Ich kenne Raimund nur flüchtig. Mein persönlicher Eindruck von ihm war: Das ist einer, der Lyrik schreiben muss, um überhaupt annähernd auf der Welt zu sein (das alte Rilke-Wort einmal abgewandelt). Der Eindruck hat nichts mit Raimunds äußerer Erscheinung zu tun, eher mit seiner Sanftheit. Er ist jedenfalls kein Schriftsteller, der andere kritisieren würde, sie stünden nicht mit beiden Beinen auf der Erde. Immerhin denkt man noch immer mit dem Kopf und nicht mit den Füßen.

Er stand dem Kreis um die Zeitschrift *Lynkeus* des verstorbenen Hermann Hakel nahe. Im *Lynkeus* hat er eine Skizze über seinen Vater veröffentlicht, die in eine Anthologie literarischer Porträtskizzen aufgenommen werden sollte. Sein Vater, ein Polizist, hatte 1945 aufgehört, die Welt als Geschichte wahrzunehmen.

Raimund erzählt nicht, welche Untaten sein Vater etwa auf dem Gewissen habe. Er erzählt nur, was für ein Dasein sich aus dem Anhören geschichtlicher Wahrnehmung ergibt. Auch die Gedichte, in denen er Begegnungen mit seinen Eltern schildert, sind von ähnlicher scharfsichtiger Melancholie.

Die Auseinandersetzung mit dem zur Stummheit gesteigerten Verschweigen von Geschehenem ist für die Generation Raimunds wohl eine Existenzfrage. 1945 im niederösterreichischen Petzelsdorf geboren, besuchte Hans Raimund das Theresianum in Wien, studierte Musik, Philosophie, Germanistik, Anglistik, arbeitete als Lehrer unter anderem an der Rudolf-Steiner-Schule.

Seit 1984 ist er freier Schriftsteller, lebt in Duino bei Triest, wo seine Frau am Collegio del Mondo Unito dell'Adriatico unterrichtet, übersetzt aus dem Italienischen und dem Englischen.

Die Gedichte Raimunds weisen aber auch parodistische Elemente und satirische Züge auf, so das Gedicht „Das Schloss“, das die *Neue Zürcher Zeitung* im vergangenen Herbst abgedruckt hat. In ihm wird geschildert, wie die Bewohner des Dorfes Duino nach dem Tod des alten Schlossherrn, des „padrone di Duino“, ihre Verehrung auf seinen Nachfolger übertrugen – „der den vom Vater geliebten Papagei / wie Italo der Straßenkehrer sagte / prompt an eine Trattoria verschenkt hatte / und der mitten im botanischen Garten / dem ganzen Stolz des Alten / wie Olga die Wirtin sagte / einen Swimmingpool für die Söhne bauen ließ...“

Plötzlich fand sich da unter all den Menschen, die die Erde bevölkern, ein Individuum, das die Zeilen auf sich

bezog – ein Principe Carlo della Torre e Tasso – und sie zudem als „lesivo dell'onore e del decoro“ empfand. Es war, als hätte einer, der das Wort „Mörder“ irgendwo gelesen hatte, darum eine Klage angestrengt: Denn nur er könne damit gemeint sein. Freilich, dass es zu einer Klage kommt, ist sehr unwahrscheinlich. Sie wäre eine juristische Abstrusität. Aber ein kleiner dorniger Privatkrieg wurde gegen Raimund entfacht. Die in dem Gedicht genannten Dorfbewohner wurden ins Schloss zitiert und zur Rücknahme ihrer ganz alltäglichen Bemerkungen aufgefordert. Ebenso der Direktor des Colleges, an dem Raimunds Frau unterrichtet. Raimund, der zuerst befürchtet hatte, auf die kleinen Gespräche mit den Dorfbewohnern in Hinkunft verzichten zu müssen, schwimmt seitdem auf einer Welle der Sympathie.

Die Gefühle der Ehre und der Scham verhalten sich offenbar indirekt proportional. Je machtvoller einer den Platz ausfüllt, auf dem er sitzt, umso angegriffener fühlt er sich in seiner Ehre, desto weniger Scham empfindet er über die Methoden, die er zur Wiederherstellung seiner vermeintlichen Ehre anwendet.

Kehren wir zu meinem Schlüsselwort zurück: „scharfsichtige Melancholie“. Sie gilt der vertanen Lebensmöglichkeit, konstatiert die Zerstörung umso schärfer, als sie darauf verzichtet, irgendetwas im Nachhinein besser zu wissen. Das trifft auch für die Landschaft um Duino zu, die Raimund in seinem Gedichtband beschreibt. Man geht natürlich nicht aus dem Haus, um „Umweltschäden“ aufzulisten – man hat nicht aufgehört, nach einem Ort zu suchen, an dem eine Balance der eigenen Regungen entsteht; was man vorfindet, scheint aber ein Sterbendes zu sein. Der Tod der äußeren Welt beginnt damit, dass sich die Dinge – Baum und weggeworfener Eisschrank, Katzenkadaver und Ölfleck – voneinander isolieren, in sich selbst wartend erstarrt sind. Der Tod schafft keine Ordnung, auch keinen allegorischen Sinn. Er liegt nur wie eine große Enttäuschung über dem Land.

In den früheren Gedichten Raimunds erschien die Welt noch als ein tragfähiges Gebilde. Ein Vertrauen in die Unerschöpflichkeit der Natur (auch der des Menschen) klang an. Dem Enttäuschten ist es nun aufgetragen, die Dinge für sich und dennoch nicht aus dem Auge zu lassen, Adornos „langer geduldiger Blick“ – das Umschlagen der vollendeten Melancholie in Erwartung.

Konstantin Kaiser, Die Presse, 3.4.2.1990